Ein weisser Rabe

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-964108

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zerfall der amerikanischen Filmzensur

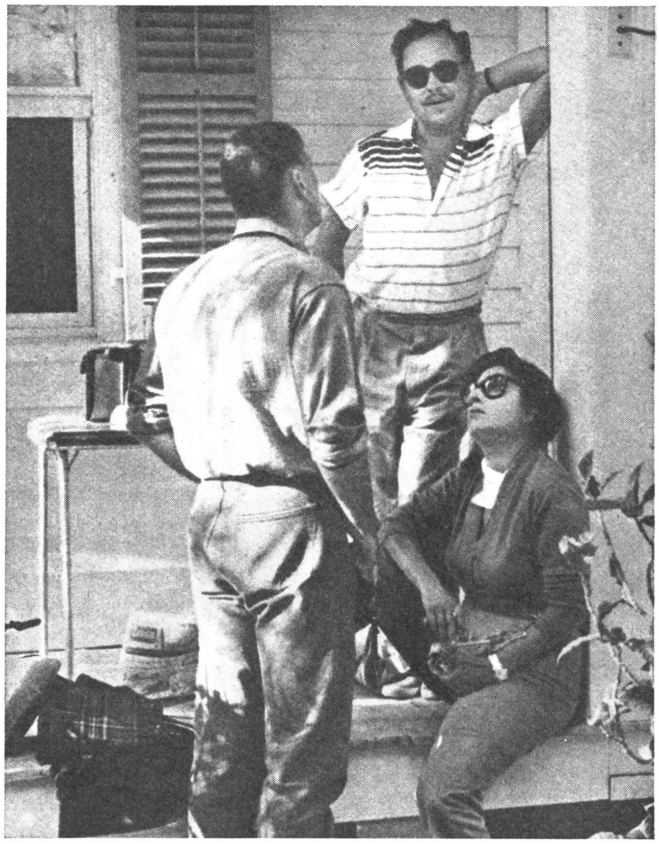
ZS. Noch immer hat der amerikanische Film einen großen Anteil an unserer Filmeinfuhr. Da ist die Kenntnis jener Grundsätze von Bedeutung, nach welchen er in seinem Ursprungsland beurteilt wird. Filme, die dort nicht geduldet werden, hat Amerika überhaupt nicht hergestellt und konnte uns damit auch nicht beglücken. Umgekehrt erreichen uns Filme, die dort durchgekommen sind, mit ziemlicher Bestimmtheit.

Um es vorweg zu nehmen: die amerikanische Filmzensur ist ins Wanken geraten. Ursache davon war der Prozeß, den Burstyn für den Rossellini-Film «Das Wunder» bis vor den höchsten Gerichtshof gegen sie durchführte und gewann. Das Bundesgericht entschied, daß die Freiheit der Meinungsäußerung durch das Mittel des Films in der Rede- und Pressefreiheit der amerikanischen Verfassung mitenthalten sei. Seitdem ist eine um die andere der einzelstaatlichen und Gemeinde-Zensurbehörden in der Versenkung verschwunden, da Presseorgane keinerlei Zensur unterstellt werden dürfen. Das Bundesgericht blieb in weiteren Entscheidungen dem verkündeten Grundsatz seitdem unerbittlich treu.

Die erste Folge des Untergangs der staatlichen Zensurbehörden war eine starke Zunahme der Tätigkeit anderer, mehr versteckter Zensurformen: der Pressionsgruppen (wozu vor allem die katholische League of decency gehört), lokaler Polizeimaßnahmen (Androhung des Patententzuges an Kinos) und am weitestgehenden von allen die Selbstzensur der Industrie, der sogenannte Produktions-Code.

Dieser erfüllt jedoch die in ihn gesetzten großen Hoffnungen auch nicht mehr. Er ist in den frühen zwanziger Jahren entstanden, als Hollywood in der Oeffentlichkeit als große Zentrale aller bekannten Laster galt. Einige krasse Kriminalfälle (der Prozeß Fattys, die bis heute unabgeklärte Ermordung von Regisseur Taylor und einige Betäubungsmittelprozesse gegen bekannte Stars) hatten zu einer Welle der Empörung in der öffentlichen Meinung geführt, wobei der Ruf nach staatlicher Zensur zuvorderst stand. Um die Verwirklichung solcher Drohungen zu verunmöglichen, beschloß die Filmindustrie 1930 die Einführung eines Anstands-Codes, an dessen Bestimmungen sich alle Produzenten unter hohen Bußandrohungen zu halten hatten. Ein besonderes Amt, das Hayes-Office wachte darüber, und hatte auch für die Befolgung der Bestimmungen der neuen staatlichen Zensurbehörden, die trotzdem entstanden waren, zu sorgen. Der Code ist aber trotz seiner scheinbar entschiedenen Sprache ein doppeldeutiges Buch mit ausweichendem Inhalt geworden. So soll z. B. die «Behandlung des minderwertigen, geschmacklosen, wenn auch notwendigen Bösen mit gutem Geschmack und mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Zuschauer erfolgen». Die Produzenten konnten damit machen, was sie wollten, als 1933 die katholische Filmorganisation sich für eine einengende Auslegung und strenge Befolgung des Codes einsetzte. Dieser bekam dadurch wirklich Zähne, aber es waren selbstverständlich katholische. Seine Bedeutung wuchs zwar, jedoch nur dort, wo sich die Katholiken dies wünschten, was mit der Zeit notwendigerweise zu einer Gegenaktion führen mußte. 1954 wurde er denn auch etwas gemildert, nachdem bereits einige Produktionsfirmen sich öffentlich von ihm lossagten und neuen katholischen Maßnahmen energisch entgegentraten. Andere äußerten sich nicht öffentlich, kümmerten sich aber auch nicht mehr um ihn, so daß in allen Kinos Amerikas heute Dutzende von Szenen zu sehen sind, welche dem Code in jeder Beziehung widersprechen. Die amerikanische Zensur funktioniert faktisch kaum mehr, da auch die übrigen Produzenten dem Code nur noch Lippendienst leisten.

Ein neuer Film, «Der Mann mit dem goldenen Arm», der sich mit der Tätigkeit der Betäubungsmittelgangster befaßt, hat aber das Problem in ein akutes Stadium gebracht. Nach dem Code hätte dieser Stoff keinesfalls verfilmt werden dürfen. Doch das Bundesamt zur Bekämpfung des Betäubungsmittelhandels hat den Film ausdrücklich gutgeheißen; er sei aufklärend und nützlich für die Allgemeinheit. Das Hayes-Office hat ihn aber trotzdem gesperrt, und wahrscheinlich wird er in etwa 25 Prozent der Kinos nicht zu sehen sein, die sich an den Code halten. Die finanzielle Einbuße wird allerdings nach Ansicht Premingers, der den Film schuf, klein sein, da die Verweigerung der Zulassung eine erstrangige Gratis-Reklame für den Film bilden wird, wie dies überdies schon bei einem anderen unbewilligten Preminger-Film «Der Mond ist blau» der Fall war. Wird der Film sich ohne Bewilligung behaupten oder gar ein Erfolg werden, so dürfte die Zensur noch bedeutungsloser werden, als dies bereits der Fall ist. Ja der Film könnte ihr den Todesstoß geben. Für Europa ergeben sich daraus verschiedene Konsequenzen, vor allem die Notwendigkeit erhöhter Wachsamkeit.



Anna Magnani während der Arbeit am Film «La rosa tatuata» in Amerika von Tennessee Williams (rechts) und ihrem Partner Burt Lancaster. Der Film war bei seiner Première ein selbst für Amerika außergewöhnlicher Erfolg.

Ein weißer Rabe

EA. Das hat der gelehrte britische Franziskanermönch William von Occam vor sechshundert Jahren nicht voraussehen können, daß sein berühmter, von den einen hoch verehrter, von den anderen im Universalienstreit des Mittelalters bitter gehaßter Name einmal in München, wo er bei Kaiser Ludwig dem Baiern Schutz vor dem Papst gefunden hatte, als «das Occam» ein schäbiges kleines Kino bezeichnen würde. Eigentlich heißt es ja «Filmtheater Studio», seitdem vor ein paar Jahren ein leidenschaftlicher Verfechter der Filmkunst das verwahrloste Ding in der Schwabinger Occamstraße übernommen hat. Aber die Münchener gehen nach wie vor «ins Occam». Genau gesagt, die meisten fahren, sei es mit Fahrrad oder Straßenbahn oder mit großen Wagen, oft mit ausländischen, meist amerikanischen Nummernschildern. Denn «das Occam» hat weit über die nächste Nachbarschaft, sogar über München hinaus, seinen Ruf und seine Anhänger. Sie kommen von weither, auf die Gefahr hin, daß der angekündigte Film noch nicht da ist oder womöglich überhaupt nicht eintrifft. Kommt er oder kommt er nicht? ist ein ständig wiederholendes Spiel, das vom Publikum — dem einzigartigen Publikum dieses einzigartigen Kinos — mit erwartungsvollem Vergnügen mitgespielt wird. Wer etwa gekommen war, «Les invités du mardi» zu sehen, dem kann passieren, daß er zuvor als Zeitvertreib den uralten deutschen Film «Die englische Heirat» in Kauf nehmen muß (keine so schlechte Zugabe übrigens, gemessen an der heutigen deutschen Produktion). Ein andermal wird an Stelle des angekündigten ein ganz anderer Film gezeigt — immer aber in gleichhoher künstlerischer Qualität und immer in Originalfassung. Oder es wird plötzlich eine Nachtvorstellung angesetzt, weil ein Streifen zur Verfügung steht, der es wert ist — und zwar nicht nur am Samstagabend, an dem der brave Bürger sich einmal eine Spätunterhaltung gönnt. Hier geht es nicht um Unterhaltung. Auch nicht um Originalität. Hier in diesem Hinterhofkino geht es, erstaunlich im gegenwärtigen Deutschland, in allem Ernst um Filmkunst.

Die Occamstraße ist grau und langweilig. Auch die moderne Beleuchtung vermag ihr nicht viel aufzuhelfen. Ihre häßlichen alten Häuser im nachgemachten Renaissancestil der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden hier und da, wo die Bomben ein Loch gerissen hatten,

durch einen Neubau unterbrochen, der in seiner Nüchternheit kaum weniger langweilig wirkt. Keine Lichtreklame zieht Blick und Schritt zum Kino. Die verwitterte Toreinfahrt sieht auch nicht eben einladend aus. Aber ihre altersdunklen Wände, von denen der Verputz bröckelt, bedecken Originalplakate der besten Filme der Weltproduktion, vorab der sozialkritischen französischen. Ihr Spalier leitet geradewegs vor den Kassenschalter auf dem Hof, über dem eine originelle Lampe im Winde pendelt. Stuckumrahmte «Renaissance»-Fenster blicken aus den Häusern ringsum auf sie herunter. Dort wohnen heute zumeist Kleinbürger in aufgeteilten Wohnungen, mit Studenten und jungen Künstlern als Untermieter.

Das Kino selbst hat eine neue Bestuhlung erhalten, aber sonst ist es, was man in Berlin «eine bessere Scheune» nennt. Indessen — wen kümmert das? Was auf der Leinwand erscheint, darauf kommt es dem kunstverständigen Publikum an, das dicht bei dicht den Baum füllt. Junge Männer und Mädchen in engen Hosen, im Anorak oder bayrischen Janker. Dazwischen elegante Paare im Abendanzug, den Wagen draußen entstiegen, deren Schlange sich längst um die Straßenecke herum windet, um in einer anderen aufzugehen, die vor dem Kabarett «Das Stachelschwein» ihren Anfang genommen hat. Dort tritt das witzig kluge, scharfzüngige Studentenensemble «Die Namenlosen» (was schon nicht mehr ganz zutrifft) gegenwärtig mit seinem dritten Programm auf. «Die Nullen sind unter uns» ist sein Titel. Damit ist eigentlich schon alles gesagt, zumal kein Zweifel daran gelassen wird, daß sie auch über uns sind. Nach den Vorstellungen treffen sich die Nachteulen in der nahegelegenen «Nachteule», um wiederum auf engsten Raum zusammengepreßt zu diskutieren oder fröhlich zu sein.

Das alte Schwabing lebt also noch. Nicht als pseudoromantische Demonstration einer Vergangenheit, die um ein halbes Jahrhundert und mehr zurückliegt, für Zwecke des Fremdenverkehrs. Auch nicht in Nachahmung des welkenden Pariser Keller-Existentialismus. Sondern auf seine eigene kritische Weise zeitnah.

In der deutschen Filmwirtschaft der Gegenwart ist «das Occam» ein weißer Rabe. Gäbe es ihrer mehr — der deutsche Film würde vermutlich besser sein. Der pädagogische Zeigefinger der redlich um die Erziehung des Publikums bemühten Filmklubs scheint auf die Filmwirtschaft wenig Wirkung zu haben. «Das Occam» will nicht erziehen. Es will ganz einfach Kunst bieten und macht darin keine Konzessionen. Allein dadurch, daß es da ist und Erfolg hat, beweist es, daß es tatsächlich so geht. In etwas — aber nur in etwas — kann man die Berliner Filmbühne am Steinplatz mit ihm vergleichen. Sie ist lange nicht so unbekümmert verwegen, lange nicht so kompromißlos (leider nimmt der Anteil der synchronisierten Filme in ihrem Programm ständig zu), dafür auf zurückhaltende Weise mit ausgesuchtem Geschmack ausgestattet. Ein Reprisen-Kino mit Tausenden von Stammkunden aus der ganzen Stadt, das nach kaufmännischen Gesichtspunkten geführt wird — aber denen eines weitschauenden, verständnisvollen und verantwortungsbewußten Kaufmanns. Wäre das der Normalfall des deutschen Kinos — wie wären wir froh!

Amerika macht es anders

ZS. Seinerzeit haben wir an dieser Stelle von den «Fantasmen» berichtet, jenen Mädchen (darunter nicht wenigen Schweizerinnen), die sich in den Kopf gesetzt haben, Filmstars zu werden, und die die Tore der Filmstudios, besonders in Rom und Paris, belagern. Nun haben wir einen Bericht aus Hollywood erhalten, wo die gleiche Erscheinung sich schon viel früher zeigte, wo aber protestantischerseits eine Lösung gefunden wurde, die den von der Filmkrankheit betroffenen jungen Damen einen gewissen Schutz gewährt: der Studio-Klub. Er ist wahrscheinlich das berühmteste Theater-Jungmädchen-Hotel Amerikas, und zwar eine Gründung der Y.W.C.A., der christlichen Mädchenorganisation. Seit seiner Gründung von 37 Jahren hat er 8000 filmfanatisierten Mädchen Unterkunft geboten.

Alles ist dort zu treffen: ernsthafte Künstlerinnen neben Spezialistinnen, die von den Filmproduzenten nur für besondere Aufgaben geholt werden, und snobistische junge Damen, die des Abends mit älteren Filmstars ausgehen und alles wissen. Aber die Hauptmasse bilden doch die «Naiven», die «ingénues», wie sie jetzt auch auf amerikanisch heißen. Da kommen sie an, manchmal in Taxis mit einem halben Dutzend Hutschachteln und Zeitungskritiken über ihren Erfolg im Vereinstheater des heimatlichen Nestes, manchmal aber auch nur mit dem Autobus und verschnürten Kartonschachteln. Einige von ihnen bringen sogar Talent mit.

Diese Unterschiede spielen aber bald keine Rolle mehr; sie treten durch die Haustüre in eine große Gemeinschaft ein, bis zum letzten Winkel besetzt, und für die sie sich schon ein halbes Jahr vorher anmelden mußten. Mädchen laufen langsam durch die Hallen und Gänge und repetieren leise Texte von Rollen, die sie bei einer Probevorstellung sprechen möchten, während andere herumsitzen und von ihren Zukunftsaussichten reden, die sich ihnen beim letzten Tanzabend aufgetan hätten (und die nie in Erfüllung gehen). Die eine oder andere ist je nach Temperament zornig oder traurig gerade beim Packen, um nach sechs Monaten vergeblichen Wartens und heißen Hoffens enttäuscht und erbittert in die heimatlichen Gefilde zurückzukehren, nachdem alle Ersparnisse aufgebraucht sind. Manchmal erscheint am schwarzen Brett ein Anschlag: «Bin bankrott. Muß sofort alles verkaufen: 6 Paar Schuhe Nr. 38», usw. Niemand hält sich dabei auf; die Gemeinschaft wird der Armen sicher helfen.

Denn der Gemeinschaftssinn ist stark entwickelt. Es ist gleichgültig, ob ein Mädchen gute Kleider mit sich bringt oder nicht; hat sie eine wichtige Vorstellung, von der ihre Zukunft abhängen kann, so stehen ihr diejenigen aller andern Schicksalsgenossinnen zur Verfügung, und sie wird als Resultat gemeinsamer Anstrengungen in jener «Glamour»-Aufmachung erscheinen, wie sie aus amerikanischen Filmzeitschriften bekannt ist. Besitzt sie ein rasche Auffassungsgabe, wird sie alles erfahren über die nächsten Vorstellungsmöglichkeiten, wie man sich in der Oeffentlichkeit bemerkbar machen kann, wie man seine Photos in die Zeitungen bringt, welche Eigenheiten die verschiedenen Regisseure besitzen usw. Das ganze Haus gerät in freudigen Aufruhr, wenn ein Mädchen zu einem Regisseur berufen wird, und sei es auch nur für eine Probeaufnahme. Ein Privatleben gibt es nicht. Für alles wird ein möglichst niedriger Pensionspreis berechnet, der den Mädchen Schutz, einen ernsthaften Hintergrund, zwei Mahlzeiten im Tag, ständige Beratung und einen 24stündigen Telephon-Service garantiert, der der Filmwirtschaft gestattet, zu jeder Stunde eine Lücke im Betrieb auszufüllen.

Allerdings ereignet sich dies selten genug. Nur ein verschwindend geringer Teil der hübschen Gäste bekommt den leidenschaftlich ersehnten Anstellungsvertrag bei einer Filmfirma. Fast täglich spielen sich deshalb kleine oder größere Dramen im Hause ab. Niemand weiß über die Verhältnisse besser Bescheid als Florence Williams, die seit zwei Jahrzehnten Haus und Mädchenschar dirigiert. Sie sucht allen immer wieder klarzumachen, daß der Erfolg beim Film keineswegs der einzig mögliche Erfolg im Leben einer Frau bedeutet. Hollywood ist aber kein guter Platz für solche Ermahnungen. Alle glauben solange

Das ersehnte Ziel vieler junger Mädchen, die zu Film und Theater drängen: Leseprobe vor einer Prüfungskommission.

es irgendwie geht an ihren besondern Stern und erzählen sich immer wieder die Geschichten früherer Bewohner, wie Janet Blair, Barbara Hale und einer stillen Blondine namens Marylin Monroe, die schließlich doch ihren Weg aus dem Klub in die Prachtsvillen auf Beverly Hills fanden. Das hält die Mädchen aufrecht und läßt sie oft sehr untergeordnete Tätigkeiten als Kellnerinnen, Modelle usw. annehmen, nur um in Hollywood bleiben und auf die große Chance warten zu können. Die Vereinsleitung sah sich deshalb gezwungen, den Aufenthalt im Haus auf höchstens drei Jahre zu beschränken und eine Altersgrenze zur Aufnahme vom 18. bis 30. Altersjahr festzusetzen. Sonst würden zu viele bleiben und der Platz für die jüngeren fehlen.

Es wäre zu wünschen, daß auch in den europäischen Filmzentren die Mädchen auf geeignete Weise gesammelt würden und Beratung und Förderung erhielten.